Nebraska

Staats-Anzeiger und Herold.

Jahrgang 32. Grand Island, Nebr., 5. Juli 1912 (Zweiter Theil.) Nummer 47

Das Lied.

Von Conrad Ferdinand Meyer.

„Ich bin das Lied und fahr hoch und hell
Durch alles Land, der Lenz ist mein Gesell.
Ich bin der Lerchentriller tief im Blau'n.
Ich bin der Glockenschlag im Abendgrau'n.
Ich wand're mit dem Herdgeläut vorbei
Langsam. Ich bin das Echo der Schalmei.
Ich bin das Klingen, das die Nacht durchzieht,
Die Seele der Natur, ich bin das Lied!

Mir angeboren ist der Freude Laut,
Auch dunkle Sehnsucht ist mir wohl vertraut,
Und bin ich schweren Mutes, bin ich bang,
Ist's wieder nur des Lebens Ueberdrang.
Ich bin ein tapfer unverzärtelt Kind.
In meinen Haaren spielt der Bergeswind,
Mein unbedacht und voll empfindend Herz
Erträgt die höchste Lust, den tiefsten Schmerz.

Doch bin ich nicht der Laut der Seele nur,
Und nicht allein die Sprache der Natur,
Ich bin der Ton, der Beide sie verbindet,
In Alm und Firn das Vaterland empfindet;
Ich bin das Heimweh — das die Heimat mißt,
Auch wenn sie nicht ein Land der Freien ist;
Doch ist sie durch das Blut der Väter frei,
Bin ich ein hell gejubelt Feldgeschrei!"

Die alte Geige.

Humoreske von Roda Roda.

Als ich noch ein kleines Mädel war — an die zwölf Jahre alt — da wohnte Papa, und ich natürlich mit ihm, auf Pußta Ilintzi. — Das war ein großer Besitz. Von Ilintzi allein waren dreitausend slawonische Joch unter dem Pfluge, und dazu kamen noch zwei Vorwerke. — So hatte Papa viel, sehr viel zu tun und mußte meine Erziehung wohl oder übel Fräulein Camilla Wagemund überlassen, die damals eben Gouvernante bei uns wurde.

Im Verlaufe von fünf Jahren hatten mich die verschiedensten Hände zu zügeln versucht. Da war zunächst Fräulein Frida Knappke, eine Norddeutsche, die eine Woche nach ihrer Ankunft auf Pußta Ilintzi bei Nacht und Nebel entfloh. In einem zurückgelassenen Briefe schrieb sie, Angst vor mir hätte sie vertrieben. — Da war Fräulein Antoinette Duvernois, eine Französin, die ging, weil sie, wie Wallenstein, Nelson und der Löwe — den Schrei der Hähne nicht ertrug. — Anette Cary, ebenfalls Französin, die eines Abends einen Brief in Versen an Papa schrieb und am Morgen darauf spurlos verschwunden war. — Miß Miller, die Engländerin, deren Zähne ich in den Brunnen warf — da ging sie aus Kränkung.

O, so könnte ich sie alle aufzählen, zwei Dutzend, nicht eine weniger. Keine blieb über ein Vierteljahr — eine ausgenommen, die Miß Ferguson hieß und sehr streng gegen mich war. Sie blieb sechs Monate und wäre wohl noch länger geblieben, wenn Papa nicht zufällig erfahren hätte, daß sie früher in einer wandernden Menagerie Dompteuse gewesen. Da mußte auch sie gehen — so zufrieden Papa sonst mit ihren Unterrichtserfolgen war. — Die vierundzwanzigste Gouvernante hieß Fräulein Camilla Wagemund.

Na, daß ich mir im Laufe der Zeit eine gewisse Kenntnis im Gouvernantenwesen erworben hatte, wird mir bei meinen Erfahrungen wohl Niemand streitig machen wollen. — Wenn ich nun sage: Fräulein Camilla war ein Unikum von einer Gouvernante, so war sie's auch. Jede andere Lehrerin geht an das Klavier widerwillig oder doch wenigstens gleichgültig heran. Diese schreckliche Person aber liebte das Klavier, und die abgehackten widerlichen Töne einer Unterrichtsstunde, die jeden rasend machen, waren ihr eine Quelle melodischen Genusses. —

Nein, ich bin nicht so engherzig und phantasielos, nicht zu begreifen, wie sich eskimotische Schleckermäuler am Lebertran gütlich tun können. Ich versteh die Botokuden, die sich Korke in die Nase stecken und das für nett und praktisch erklären. — Nur die Europäer fasse ich nicht, die Freude an der Musik haben. Musikmachen ist von allen denkbaren Geräuschen das weitaus unangenehmste.

So viel ich auch Papa anflehte, er möge mir das Klavierspielen erlassen — er blieb unerbittlich. — „Mein Sohn muß das können", sagte er. „Alle jungen Leute von Schliff und Bildung spielen wenigstens ein Instrument." — Papa behandelte mich nämlich, weil ich seine Einzige war, als wäre ich ein Sohn.

„Aber Du — Papa — warum kannst Dus nicht?" fragte ich bescheiden.

„Weil mein Vater auf sein Kind nicht so bedacht war, wie Deiner."

Da rief Fräulein Camilla, und ich mußte zur Stunde.

Wie immer, wenn mich etwas recht tief bedrückte, ritt ich auf die bestockte Heide zu meinem Freunde, Schweinehirts kleinem Stephan, um mein Leid an seiner treuen Brust auszuweinen. — — Ich traf ihn gerade beim Hutausbessern. Er spannte seinen schadhaften Filz über einen halben Flaschenkürbis und nähte ihn am Rande fest. — Er lud mich in eine hohle Weide ein, die er als Villa hergerichtet hatte, und gab mir gebratene Ameiseneier zu essen. Was aber das Klavierspielen angeht, da wußte er mir keinen Rat. — Betrübt — um eine Hoffnung ärmer — wandte ich meinen kleinen Rappen nach Hause. Er ging in träumerisch-wiegendem Paß die Linie entlang vorbei am Ziegelschlag.

„Bon giorno, bon giorno, signorina — come sta?" rief Giuseppe, der Partieführer der Ziegelschläger, aus und deutete nach hinten. — Da ertönte in der Lehmgrube eine Klarinette, dazwischen eine Trommel, eine Geige, ein Schellenbaum und Cinellen.

Giuseppe hielt galant und lachend mein Pferdchen — ich sprang ab und lief an den Rand der Lehmeskarpe. — Unten stand ein Italiener mit einer Messingtüte auf dem Kopfe und einer Trommel auf dem Rücken, die er mit dem Unterarme schlug. Er blies die Klarinette, und wenn er mit dem Fuße aufstampfte, rasselten oben auf der Trommel die Cinellen. Zu alledem spielte David, der alte Zigeuner, die Violine, und die anderen sangen mit hellen Stimmen.

Ich konnte mich über den Italiener nicht genug wundern. Wie — dieser geniale Mensch machte mit Händen und Füßen Musik auf vier Instrumenten auf einmal, und ich — ich konnte nicht ein einziges erlernen?

„David", bat ich den Zigeuner, der für die Ziegelschläger kochte und von ihnen italienisch erlernt hatte — „David, frag' doch diesen Herrn, wie er das alles erlernt hat. — Ich möchte das auch gern können."

„Eh, Junker Marius" — das war mein Spitzname, aber eigentlich hieß ich Maria — „das kannst Du nie erlernen. Und es wär' Dir auch nicht nütze, denn sieh: wenn Du's auch kannst, wo nimmst Du die Sachen alle her, die man dazu braucht? Hast Du Geld genug, Dir solch eine goldene Mütze zu kaufen — die goldenen Teller — die große silberne Trommel? Von der Pfeife spreche ich nicht, die könnte ich dir schnitzen — —"

„Ach, David, Du hast recht. Ich kann nicht einmal Klavierspielen erlernen, wo man doch nur zwei Hände dazu braucht — geschweige denn das da."

„Klavierspielen ist schwer", begann David fachmännisch. „Ich kenn' das. Da lob' ich mir die Geige. Jeder, der sie anfaßt, kann sie schon halb."

„Wie das, Onkel David?" fragte ich interessiert und zärtlich.

„Je nun, Junker, was die rechte Hand tut — — so — — mit dem Bogen hin- und herfahren, das trifft Du gleich, wenn Du das Ding nur in die Hand zu nehmen geruhst. Es ist gerade wie mit einer Baumsäge. Bleibt Dir nur noch eine Kleinigkeit mit der Linken zu lernen, und Du bist ein fertiger Primgeiger — —"

Am nächsten Sonntag saß ich vom Morgen bis zum Abend auf dem warmen Ziegelofen und fidelte unverdrossen: „Hör' mich, Du — Du, Mädel mit 'm kurzen Röck'l." Neben mir richtete Onkel David eine Geige her, die seit Menschengedenken unbenutzt in Papas Spiegelschrank gelegen. Papa soll sie einst von einem Großoheim geerbt haben. Gestern hatte ich mich ihrer erinnert und sie heimlich mit hinaus in den Ziegelschlag genommen.

Ich wollte durchaus geigen lernen. Mir schiens leichter, viel leichter, als das Klavierspielen. Hatte es doch sogar der dumme Ilia begriffen. — Papa, dachte ich mir, würde mir dann das Klavier erlassen.

Am Abend des zweiten Sonntags sagte David: „Junker, Du hast nun gründlich ausgelernt. Ich will noch etwas dazu tun und schenke Dir die schöne, gelbe Violine, die Du in der Hand hältst. Das alte, schwarze Ding aber, das Du mitgebracht hast, will ich behalten. Für den armen Zigeuner wirds gut genug sein."

Als er so sprach, standen ihm die Tränen in den Augen. — Auch ich war gerührt von so viel Güte, dankte ihm tausendmal und fuhr nach Hause.

Papa saß auf der Veranda. — Ich blieb außerhalb des Gartens, langte meine Geige vor und fing an: „Hör' mich, Du — Du, Mädel mit'm kurzen Röck'l." — Ich wollte sehen, welches Almosen mir wohl Papa geben würde.

Kaum hatte ich begonnen, da rief Papa nach dem Hausknecht.

„Hier, gnädiger Herr", antwortete Mato.

„Mato", schrie Papa, „geh hinaus und spalt dem Kerl, der da draußen spielt, auf meine Kosten den Schädel!"

„Ich bins, Papa", rief ich nun, „ich, Marius!"

Er wollte es zuerst nicht glauben, und kam, sich persönlich zu überzeugen. — Dann hieß er mich noch einmal spielen. Ich tat's.

Da legte Papa ernst und schwer seine Hand auf meinen Scheitel und sagte: „Mein Sohn — ich enthebe Dich hiermit des Musizirens auf ewige Zeiten. Wirf alle Noten und diese Violine ins Feuer. Aus dem Klavier werde ich eine Hühnersteige machen lassen."

Am nächsten Tage kam die Sprache zufällig auf Papas alte Geige. — Ich erwähnte des guten Tausches, den ich mit Onkel David abgeschlossen. — Papa setzte sich sofort aufs Pferd und jagte nach dem Ziegelschlag. — Aber vom Onkel David fand er keine Spur mehr.

Majestäten als Gäste.

Ein Vierteljahrhundert lang hatte Monsieur Xaver Paoli ein heikles Amt zu versehen, das alle möglichen, an sich und besonders in ihrer Vereinigung seltenen Tugenden erfordert: ausgezeichnete Erziehung und die durch sie erlangten tadellosen Umgangsformen, Klugheit, Schlagfertigkeit in der Unterhaltung, Takt, Zurückhaltung, Verschwiegenheit, Geistesgegenwart, Umsicht und Mut, dazu körperliche und geistige Unermüdlichkeit. Er war nämlich der Sonderkommissär, den die französische Regierung zur persönlichen Dienstleistung bei den gekrönten Häuptern befahl, die in ihrer amtlichen Herrlichkeit oder in einem immer sehr durchsichtigen Inkognito in Frankreich reisten oder Aufenthalt nahmen.

Ein solcher Kommissär hat für die Sicherheit der erlauchten Gäste der Republik zu sorgen und sie mit einer unablässigen und wachsamen Aufsicht zu umgeben, die gleichwohl unbemerkbar genug bleiben muß, um ihnen den Wahn einer jeden Zwanges ledigen Freiheit zu lassen. Sowie die Herrschaften in ihrem Gasthof oder auf einer Botschaft untergebracht sind, empfängt er täglich Drahtmeldungen der Sicherheitskommissäre in der Provinz, die bald das Auftauchen eines gefährlichen Anarchisten in ihrem Departement, der drohende Reden gegen den königlichen Gast geführt, bald das plötzliche Verschwinden eines überwachten verdächtigen Ausländers anzeigen. Er selbst sendet täglich einen chiffrierten Bericht an das Ministerium des Innern, der alle, auch die geringfügigsten Zwischenfälle des Tages verzeichnet. Dem gekrönten Haupte dient er ferner zugleich als lebendiger Baedecker und kundiger Führer zu allen Sehenswürdigkeiten, den zugänglichen und manchen anderen, und als Berater für das tägliche Unterhaltungsprogramm. Es ist verständlich, daß sich aus einer derartigen Vertrauensstellung vielseitige Beziehungen zwischen dem Beamten und seinem Schutzbefohlenen ergeben, die beide trotz des Abstandes zwischen ihnen einander, manchmal bis zur Vertraulichkeit, nahebringen. Monsieur Paoli hat Gelegenheit gehabt, die Großen dieser Welt aus der Nähe zu beobachten, und was er gesehen hat, das erzählt er jetzt, da er in den wohlverdienten Ruhestand getreten ist, in einem ungemein kurzweiligen Buche, „Leurs Majestés" betitelt.

Mr. Paoli ist nicht der Erstbeste. Väterlicherseits stammt er in gerader Linie von dem korsischen Helden ab, der mit den Waffen die Unabhängigkeit seiner Heimatinsel von dem Frankreich Ludwigs XV. erkämpfen wollte und für den der junge Napoleon als für sein politisches und militärisches Ideal schwärmte. Durch seine Mutter ist er ein Nachkomme des korsischen Feldmarschalls Napoleons, Sebastiani. Als Korse, als Paoli, als Sebastiani, hat er einen dreifachen Grund, ein eingefleischter Bonapartist und in folgerichtiger Erweiterung dieser Gesinnung ein überzeugter Monarchist zu sein, was ihm indes bei der republikanischen Regierung nicht geschadet hat, ein Beweis, daß sie nicht so unduldsam ist, wie ihre Feinde aussprengen. Er spricht von allen Kaisern und Königen, mit denen er in Berührung gekommen ist — es sind ihrer nicht weniger als fünfzehn — im Tone tiefster Ehrerbietung und bemüht sich augenscheinlich, sie so vorteilhaft wie möglich darzustellen. Doch merkwürdig: das Bildnis gerät trotz seines Höflings-, um nicht zu sagen, Schranzenbemühens der Verschönerung, immer recht kleinlich und unbedeutend. Man erhält von fast allen seinen Modellen den Eindruck sehr gewöhnlicher, nicht selten kindischer, lebensunkundiger und weltfremder Menschen, die ganz in Nichtigkeiten aufgehen, die Kleinigkeiten eine drollig übertriebene Bedeutung beimessen, sich aus Blasiertheit tödlich langweilen und sich nach dem ihnen versagten Glück sehnen, unbeachtet wie gewöhnliche Menschenkinder leben zu können. Eins scheinen sie alle miteinander gemein zu haben: sie können keinen Augenblick ruhig bleiben; sie müssen immer in Bewegung sein, immer wie die Wiesel laufen, immer Meilen bewältigen, und diese leidenschaftliche Fußgängerei, bei der sie sich an kein Programm halten, sondern nach Einfall und Laune umherschweifen, erschwert die Polizeiaufsicht derart, daß sie den Sonderkommissär oft zur Verzweiflung gebracht hat.

Die unglückliche Kaiserin Elisabeth von Oesterreich, die von der Hand eines feigen Mordgesellen den Tod finden sollte, war 58 Jahre alt, als sie im August 1895 zum ersten Mal unter den Mr. Paoli gestellt wurde. Sie schien ihm ein junges Mädchen, so schlank, leicht, geschmeidig und anmutig fand er sie. Er verzeichnet ihre immer geröteten Wangen, ihre dunkeln, tiefen, außerordentlich strahlenden Augen, die Fülle ihres üppigen braunen Haares. Ihre Lebensweise war überaus tätig. Sie stand jeden Morgen, Sommer und Winter, um fünf Uhr auf, nahm ein laues Bad von destilliertem Wasser, ließ sich elektrisch massieren und ging dann in einem ganz einfachen schwarzen Kleid aus Wollenstoff aus, um in raschester Gangart durch die Laubengänge des Gartens, oder bei Regenwetter unter den Bogengängen des Gasthofs hin und herzulaufen. Sie eilte wohl auch auf die Straße hinaus und suchte sich einen schönen Aussichtspunkt, am liebsten eine Felsspitze, auf, um den Sonnenaufgang zu bewundern. Um sieben Uhr war sie wieder zurück, frühstückte mit einer Tasse Tee und einem einzigen Zwieback und verschwand in ihren Gemächern, um sich zwei Stunden lang der Toilette zu widmen. Um elf Uhr nahm sie das zweite Frühstück: eine Tasse Fleischbrühe, ein Ei, einen oder zwei Becher Fleischsaft, der von einer immer mitgeführten Maschine aus mehreren Pfund Lendenstück vom Rinde ausgepreßt wurde. Dazu naschte sie einige Süßigkeiten und leichtes Backwerk, das sie sehr liebte. Nach dieser Mahlzeit ging sie mit ihrem griechischen Vorleser aus, der sie immer begleiten mußte. Es war kein leichter Dienst, denn die Kaiserin lief bis zur Abenddämmerung und machte an einem Nachmittag leicht gute 20 Meilen. In den Gasthof zurückgekehrt, aß sie sehr dürftig zu Abend, manchmal nur eine Schale ausgekühlte Milch und ein rohes Ei mit einem Gläschen Tokajer. Sie nährte sich so spärlich, um kein Fett anzusetzen. Auf ihre Schlankheit hielt sie über Alles. Sie schlief auch nie auf einer Matratze. Ein Sprungfederunterbett war alles, was sie sich gestattete.

Sie war von einer unerschöpflichen Wohltätigkeit. Wenn sie auf ihren Spaziergängen ein ärmliches Häuschen sah, trat sie ein, fragte die Bewohner über ihre Verhältnisse aus, nahm die kleinen Kinder auf ihren Schoß, um sie zu herzen, und verteilte reiche Gaben. Um jedoch die Leute nicht zu kränken, wählte sie die Form, daß sie etwas Obst, Milch oder Eier verlangte, die man später nach ihrem Gasthof bringen sollte und die sie auf der Stelle königlich bezahlte.

Während ihres Aufenthaltes am Kap Martin bat sie einmal plötzlich Mr. Paoli, sie nach Monte Carlo zu führen. Sie wollte einmal in ihrem Leben auch einen Spielsaal sehen. Unerkannt trat sie in Begleitung des Sonderkommissars in das Kasino ein, sah eine kurze Weile der Roulette zu, zog dann plötzlich aus ihrer Handtasche ein silbernes Fünffrankenstück hervor und setzte es mit den Worten auf die Nummer 33: „Wir wollen mal sehen, ob ich Glück habe. Ich glaube an die 33." Zweimal nach einander verlor sie. Das dritte Mal gewann die Nummer 33 und der Croupier schob 175 Fr. in Gold und Silber vor die Kaiserin, die alles rasch einsteckte und vergnügt ausrief: „Jetzt aber schnell weg! Nie im Leben habe habe ich so viel Geld gewonnen."

Während eines kurzen Inkognitoaufenthaltes in Paris äußerte die Kaiserin, der jemand aus ihrem Gefolge von einer Zwiebelsuppe, die er in einem Nachtlokal des Hallenviertels gegessen, Wunder erzählt hatte, gegen Mr. Paoli den Wunsch, auch einmal diese französische Nationalspeise zu kosten. „Nichts leichter als das," erwiderte Mr. Paoli, „ich werde eine hier im Gasthof bestellen." „Was fällt Ihnen ein!" rief die Kaiserin; „man würde mir ein kunstvoll bereitetes Zeug vorsetzen, das sicher nicht so gut schmecken würde wie Ihre Zwiebelsuppe. Ich will etwas Echtes, das mir auch im echten Wirtshausgeschirr aufgetragen wird. Ich bestehe auf der Lokalfarbe."

Was tat Mr. Paoli? Er ließ im erstbesten Pfennigbazar eine Suppenschüssel und einen Teller von grobem und billigem Steingut einkaufen und die Zwiebelsuppe vom vornehmen Oberkoch des Gasthofes bereiten. Die Kaiserin fand die Suppe köstlich, und das Geschirr, dessen Rand sogar zur Erhöhung der Täuschung künstlich ausgebrochen worden war, entzückend „lokalfarbig". Arme Kaiserin! Wie sagte doch Jacoby in der berühmten Audienz bei Friedrich Wilhelm IV.? „Es ist das Unglück der Könige, daß sie nicht die Wahrheit hören wollen." O doch, sie wollen schon, aber niemand sagt sie ihnen; alles verschwört sich, um sie ihnen zu verbergen.

Die Kaiserin Friedrich hatte Mr. Paoli 1897 zu begleiten, als sie dem Regierungsjubiläum ihrer Mutter beiwohnte. Sie richtete bei jener Gelegenheit tausend Fragen über französische Verhältnisse und namentlich über die französischen Künstler an ihn. „Ich bewundere die Werke von Monsieur Detaille sehr," sagte sie; und nach einer kleinen Pause: „Finden Sie nicht, daß er meinem Sohne, dem Kaiser, ähnlich sieht?" Mr. Paoli konnte nur erwidern: „Da ich Kaiser Wilhelm nie gesehen habe, ist es mir unmöglich, Euer Majestät Bescheid zu geben." Er sah die Kaiserin 1899 wieder, als sie durch Frankreich fuhr, um sich von London nach Italien zu begeben. Sie war etwas unruhig, denn sie fürchtete unfreundliche Kundgebungen, wenn sie erkannt werden würde. Er versicherte ihr, daß sie nichts zu besorgen habe, und in der Tat, es widerfuhr ihr nichts Unangenehmes, obschon sie an jeder Haltestelle aus dem Zug stieg und möglichst lange auf dem Bahnsteig auf und ab ging, beim Bahnhofsbuchhändler Zeitungen und Monatsschriften kaufte und sich unter die Reisenden mischte.

Der Zar Nikolaus II. machte immer der französischen Regierung und natürlich auch dem Sonderkommissar die größte Sorge. Die Behörden empfanden ihre furchtbare Verantwortlichkeit für die Sicherheit seines Lebens erdrückend schwer, und eine Bergeslast wälzte sich von ihrer Brust, wenn er glücklich wieder über die Grenze war. Was sie aber tief beunruhigte, das waren nicht die Terroristen, das war — die russische Geheimpolizei. Mr. Paoli verwendete denn auch die weitaus größte Zahl seiner Geheimagenten nicht etwa zur Beaufsichtigung der Revolutionäre, sondern zur Ueberwachung der russischen Polizisten, die in unheimlichen Schwärmen mit dem Kaiserpaar erschienen. Sein Mißtrauen war wohlbegründet. Der Zar und seine Gattin wollten — 1901 — die Krönungskathedrale von Reims besuchen. Die russischen Kollegen des Mr. Paoli legten eine außerordentliche Nervosität an den Tag. „Nichts ist leichter," sagten sie ihm einige Tage vor dem Besuche, „als im Halbdunkel der Kirche eine Bombe zu legen. Man muß schon jetzt die Kirche und ihre Besucher unter Bewachung stellen." Sie beauftragten damit einen „Angeber", das heißt einen Spitzel, in ihren Diensten. Hennion, jetzt Vorsteher der öffentlichen Sicherheitsabteilung im französischen Ministerium des Innern, damals Mr. Paolis Beigeordneter, beeilte sich, seinerseits den russischen Spitzel, dem er nicht traute, unter Bewachung zu stellen. 24 Stunden später erschien ein französischer Geheimpolizist bei Herrn Hennion und sagte ihm aufgeregt: „Ich habe den Beweis, daß der Spitzel zu einer Terroristenbande gehört, die ein Bombenverbrechen in der Kathedrale plant." Herr Hennion nahm sofort eine Haussuchung bei dem russischen Polizeibeamten vor, entdeckte Briefe, die über seine Schuld keinen Zweifel ließen, verhaftete ihn und erlangte von ihm ein volles Geständnis. Dem Zarenpaar wurde kein Haar gekrümmt, aber die französischen Beamten erkrankten beinahe vor Angst.

König Leopold II. schildert Mr. Paoli als den klügsten, gebildetsten, tätigsten, willensstärksten, aber auch verschlossensten und selbstsüchtigsten Menschen, dem er je begegnet wäre. Er gab sich den Anschein äußerster verfassungsmäßiger Korrektheit, tat aber nur, was ihm selbst angenehm war. „Meine Minister," äußerte er einmal mit dem ihm eigenen spöttischen Lächeln, „sind oft Schwachköpfe; das ist ein Luxus, den sie sich genehmigen können; sie haben nur zu tun, was ich ihnen sage." Wenige Monate vor seinem Tode hörte er im Beisein des Thronfolgers, jetzigen Königs Albert, den Vortrag eines Ministers bei offenem Fenster an. Ein Windstoß wehte ein Schriftenbündel vom Schreibtisch des Königs auf den Teppich hinab. Der Minister stürzte vorwärts, um es aufzulesen, der König hielt ihn jedoch am Aermel zurück und sagte zu seinem Neffen „Hebe Du die: Papiere auf." Da der Minister dies nicht zulassen wollte, flüsterte der König ihm ins Ohr: „Lassen Sie nur, ein künftiger verfassungsmäßiger König muß lernen, sich geschmeidig zu ducken."

Zahlreiche Anekdoten, die Mr. Paoli von der Königin Victoria, dem König Eduard VII., der Königin Wilhelmine von Holland, dem König Georg von Griechenland, dem König Alfonso von Spanien, dem Königspaar von Italien erzählt, sind an sich recht unbedeutend, ja kindisch, wenngleich mitunter malerisch, geben jedoch eine gute, nämlich beklemmende Vorstellung von der entsetzlichen Oede und dem unerträglichen Zwange des Daseins eines Herrschers großer Staaten. Die asiatischen Monarchen, die Mr. Paoli dienstlich kennen gelernt hat, der Schah Musaffer ed Din und der König Sisowath von Kambodscha, leben barbarischer, aber entschieden sorgloser und ungebundener als ihre erlauchten europäischen Kollegen. Ungemein kurzweilig, wenn auch mit sehr melancholischem Hintergrunde, sind auch die Proben der Bettel- und Erpresserbriefe, die zu Hunderten an die reisenden Herrscher gelangen und nur — von der Polizei sicher nicht gewollte Moral seines zur Verherrlichung der Monarchen geschriebenen Buches ist, daß wohl jeder natürlichfühlende Leser am Schlusse ausrufen wird: „Gott sei Dank, daß ich kein König bin!"

Der liebenswürdige Schwerenöther

Er hat seine Fehler, jawohl, wer hätte die nicht? Aber er ist immer so guter Laune! In den dreißig Jahren, in denen seine Witze und sein Champagner alle Nacht-Restaurants von Montmartre erfreuen, hat er sich dort keinen einzigen Feind gemacht! Und das will viel sagen! Sowie er erscheint, lacht man, und sogar seine Frau ist entwaffnet, wenn er mit dem Morgengrauen heiter und zerzaust in's Schlafzimmer tritt.

Neulich Nachts kommt nun der vergnügte B . . ., ein Liedchen auf den Lippen und eine verwelkte Blume im Knopfloch, wieder ziemlich spät nach Hause. Seine Frau wacht auf und fragt ihn ironisch.

„Würdest Du vielleicht so gut sein und mir sagen, wie spät es ist?"

„Ein Uhr, Liebling, Punkt eins!"

Aber in demselben Augenblicke schlägt die große Wanduhr fünf Schläge. Verächtlich wendet sich B. zu der Indiskreten und meint achselzuckend:

„Da ich eben sage, daß es Eins ist, ist es vollkommen unnötig, dies fünfmal zu wiederholen! . . ."

Wie soll man einem solchen Manne böse sein?! . . .

Sauberе Leute.

„Nein, diese liederliche Wirtschaft bei Meiers! Mein Mann hat sich da mal an den Schrank gelehnt — acht Tage ist er mit 'nem staubigen Aermel 'rumgelaufen!"

In der Schule.

Lehrer: „Du weißt, was dies Wort bedeutet?"

Schüler: „Nein."

Lehrer: „Woraus ist deine Jacke gemacht?"

Schüler: „Aus Vaters alter Weste."